

Aber wir sind Mamie Rila und dem Rest der Saif-Gefangenen diesen Versuch, sie zu befreien, schuldig. Elias' Stammesmutter hat sich, ihre Freiheit und ihren Stamm geopfert, damit ich Darin retten konnte. Ich kann sie nicht im Stich lassen.

Elias ist nicht hier. Du bist allein. Beweg dich!

Endlich springt das Schloss auf, und ich steuere den nächsten Wagen an. Unter den Bäumen, nur ein paar Schritte entfernt, muss Afya stehen und die Verzögerung verfluchen. Je länger ich brauche, desto wahrscheinlich wird es, dass die Martialen uns erwischen.

Als ich das letzte Schloss knacke, summe ich ein Signal. *Wusch. Wusch. Wusch.* Wurfpeile sausen durch die Luft. Die Martialen innerhalb der Einfriedung fallen lautlos, ihres Bewusstseins beraubt durch das seltene südliche Gift, mit dem die Pfeile bestrichen sind. Ein halbes Dutzend Stammesleute nähert sich den Soldaten und schlitzt ihnen die Kehle auf.

Ich schaue weg, obwohl ich trotzdem das Reißen von Fleisch höre, das Rasseln letzter Atemzüge. Ich weiß, dass es getan werden muss. Ohne Serrastahl können sich Afyas Leute den Martialen nicht im offenen Kampf stellen, weil ihre Klingen brechen könnten. Aber an ihrer Art zu töten ist eine solche Effizienz, dass mir das Blut gefriert. Ich frage mich, ob ich mich je daran gewöhnen werde.

Eine kleine Gestalt taucht mit schimmernder Waffe aus dem Schatten auf. Die verschlungenen Tätowierungen, die verraten, dass sie eine *Zaldara* ist, das Oberhaupt ihres Stammes, werden von langen, dunklen Ärmeln verdeckt. Ich zische, damit Afya Ara-Nur weiß, wo ich bin.

»Hat lange genug gedauert.« Sie blickt sich um, und ihre schwarzroten Zöpfe schwingen hin und her. »Wo zur Hölle ist Elias? Kann er sich jetzt auch unsichtbar machen?«

Elias hat Afya endlich von der Zwischenstatt erzählt, von seinem Tod im Gefängnis von Kauf, von seiner Auferstehung und seiner Vereinbarung mit Shaeva. An jenem Tag verwünschte die Stammesfrau ihn rundweg als Narren. *Vergiss ihn, Laia*, sagte sie. *Es ist verdammt dumm, sich in einen Geisterflüsterer zu verlieben, der schon mal tot war – egal, wie gut er aussieht.*

»Elias ist nicht gekommen.«

Afya flucht auf Sadhesisch und geht auf die Fuhrwerke zu. Leise erklärt sie den Gefangenen, dass sie Afyas Männern folgen müssen und dass sie keinen Lärm machen dürfen.

Schreie und das hohe Sirren eines Bogens werden vom Dorf her hörbar, fünfzig Schritte von dort, wo ich stehe. Ich lasse Afya zurück und renne auf die Häuser zu. In einer düsteren Gasse vor der Dorfschenke tanzen Afyas Kämpfer leichtfüßig vor einem halben Dutzend imperialer Soldaten herum, darunter auch der befehlshabende Legionär. Die Stammesleute lassen Pfeile und Wurfpeile als flinke Antwort auf die tödlichen Schwerter der Martialen fliegen. Ich stürze mich ins Getümmel und schlage einem Aux mit dem Knauf meines Dolchs an die Schläfe. Ich hätte mir die Mühe sparen können. Die Soldaten fallen rasch.

Zu rasch.

Es müssen weitere Männer in der Nähe sein – eine verborgene Einheit. Oder eine Maske, die unsichtbar auf der Lauer liegt.

»Laia.« Ich zucke beim Klang meines Namens zusammen. Darins goldfarbene Haut ist dunkel von Schlamm – so will er sich tarnen. Eine Kapuze bedeckt sein widerspenstiges honigfarbenedes Haar, das endlich nachgewachsen ist. Man würde ihm niemals ansehen, dass er sechs Monate im Gefängnis von Kauf überlebt hat. Aber der Geist meines Bruders kämpft noch immer gegen die Dämonen. Es sind diese Dämonen, die ihn davon abgehalten haben, Serrastahl zu schmieden.

Er ist jetzt hier, sagte ich streng zu mir. Er kämpft. Hilft. Die Waffen werden kommen, wenn er so weit ist.

Ich tippe ihm auf die Schulter, und er dreht sich um. »Mamie ist nicht hier«, sagt er. Seine Stimme klingt dünn, weil er lange nicht gesprochen hat. »Ich habe ihren Pflegesohn gefunden – Shan. Er hat gesagt, dass die Soldaten sie aus dem Wagen geholt haben, als die Karawane das Nachtlager aufgeschlagen hat.«

»Sie muss im Dorf sein«, erwidere ich. »Schaff die Gefangenen weg. Ich werde sie schon finden.«

»Das Dorf dürfte eigentlich nicht verlassen sein«, hält Darin dagegen. »Ich habe kein gutes Gefühl. Du gehst. Ich werde mich nach Mamie umsehen.«

»Irgendeiner von euch beiden muss sie verdammt noch mal suchen gehen.« Afya taucht hinter uns auf. »Weil ich es nämlich nicht tun werde. Wir müssen die Gefangenen verstecken.«

»Wenn etwas schiefgeht«, sage ich, »kann ich mich unsichtbar machen und davonschlüpfen. Ich werde so bald wie möglich im Lager wieder zu euch stoßen.«

Mein Bruder zieht die Augenbrauen hoch, während er auf seine stille Art über meine Worte nachdenkt. Wenn er will, kann er so unerschütterlich wie die Berge sein – genau wie unsere Mutter.

»Ich gehe, wohin du gehst, Schwester. Elias würde mir zustimmen. Er weiß ...«

»Wenn ihr so dicke Freunde seid«, zische ich, »dann sag Elias, dass er, wenn er sich das nächste Mal an einem Überfall beteiligen will, es auch tun muss.«

Darins Mund verzieht sich zu einem flüchtigen, schiefen Lächeln. »Laia, ich weiß, dass du zornig auf ihn bist, aber er ...«

»Der Himmel bewahre mich vor den Männern in meinem Leben und allem, was sie zu wissen glauben. Jetzt verschwinde von hier. Afya braucht dich. Die Gefangenen brauchen dich. Geh.«

Bevor er protestieren kann, husche ich ins Dorf. Es sind nicht mehr als hundert Hütten mit strohgedeckten Dächern, die unter dem Schnee ächzen, und enge, finstere Gassen. Der Wind heult durch gepflegte Gärten, und ich falle beinahe über einen einsamen Besen in einer kleinen Straße. Die Menschen haben diesen Ort erst vor Kurzem verlassen, das spüre ich, und zwar Hals über Kopf.

Ich bewege mich vorsichtig weiter, auf der Hut vor allem, was im Schatten lauern mag. Die Geschichten, die man sich in Schenken und um die Stammesfeuer herum zuraunt, treiben mich um: von Geistern, die marinen Seeleuten die Kehle herausreißen. Von Kundigenfamilien, die an niedergebrannten Lagerplätzen in den Freien Landen

gefunden wurden. Wichte – winzige, geflügelte Landplagen –, die Fuhrwerke zerstören und Vieh quälen.

All das, da bin ich mir sicher, ist das widerwärtige Werk jener Kreatur, die sich selbst Kinan nannte.

Der Nachtbringer.

Ich halte inne, um durch das vordere Fenster einer im Dunkeln liegenden Hütte zu spähen. In der pechschwarzen Nacht kann ich nichts sehen. Während ich zum Nachbarhaus schleiche, kreist mein schlechtes Gewissen im Meer meiner Gedanken. Sie spüren meine Schwäche. *Du hast dem Nachtbringer den Armreif gegeben, zischt es. Du bist seinen Manipulationen erlegen. Nun ist er der Vernichtung der Kundigen einen Schritt näher. Wenn er die restlichen Bruchstücke des Sterns findet, wird er die Dschinns freilassen. Und was dann, Laia?*

Aber es könnte noch Jahre dauern, bis der Nachtbringer die nächste Scherbe des Sterns findet, beschwichtige ich mich. Und es könnte noch mehr als eine Scherbe übrig sein. Vielleicht sind es Dutzende.

Ein flackernder Lichtschein vor mir. Ich reiße mich von den Gedanken an den Nachtbringer los und bewege mich auf eine Hütte am nördlichen Rand des Dorfes zu. Die Tür steht halb offen. Eine Lampe brennt drinnen. Der Türspalt ist breit genug, dass ich hineinschlüpfen kann. Wenn hier jemand einen Hinterhalt plant, wird er mich nicht sehen.

Sobald ich drinnen bin, brauchen meine Augen einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen. Ich unterdrücke einen Schrei. Mamie Rila sitzt gefesselt auf einem Stuhl, nur noch ein ausgemergelter Schatten ihrer selbst. Die dunkle Haut hängt schlaff an ihrem Körper, und man hat ihr das dichte lockige Haar abrasiert.

Fast gehe ich zu ihr. Aber ein alter Instinkt schreit tief in mir auf und hält mich davon ab.

Ein Stiefel stampft hinter mir. Erschrocken fahre ich herum, und eine Diele knarzt unter meinen Füßen. Ich erhasche einen Blick auf einen verräterischen Blitz aus flüssigem Silber – *Maske!* –, gerade als sich eine Hand über meinem Mund schließt und mir die Arme auf den Rücken gedreht werden.

III: ELIAS

Gleichgültig, wie oft ich mich aus der Zwischenstatt davonschleiche, es wird nicht leichter. Als ich mich der Baumgrenze im Westen nähere, lässt mich ein weißer Blitz ganz in der Nähe zusammenfahren. Ein Geist. Ich verbeiße mir einen Fluch und halte still. Wenn er mich hier, so weit entfernt von meinem eigentlichen Bestimmungsort, herumschleichen sehen sollte, wird bald der ganze verdammte Dämmerwald wissen, was ich vorhabe. Geister, das hat sich gezeigt, lieben Klatsch und Tratsch.

Die Verzögerung zerrt an meinen Nerven. Ich habe mich bereits verspätet – Laia erwartet mich seit über einer Stunde, und das hier ist kein Überfall, den sie ausfallen lassen wird, nur weil ich nicht da bin.

Fast am Ziel. Ich arbeite mich durch eine frische Lage Schnee bis an die Grenze der Zwischenstatt vor, die vor mir glitzert. Für einen Laien ist sie unsichtbar. Aber für mich und Shaeva ist die strahlende Mauer so sichtbar, als wäre sie aus Stein. Obwohl ich sie leicht überwinden kann, hält sie die Geister drinnen und neugierige Menschen draußen. Shaeva hat Monate damit zugebracht, mir nahezubringen, wie wichtig diese Mauer ist.

Sie wird böse auf mich sein. Es ist nicht das erste Mal, dass ich verschwinde, wenn ich eigentlich die Aufgaben eines Seelenfängers trainieren sollte. Obwohl sie ein Dschinn ist, verfügt Shaeva über wenig Geschick im Umgang mit schwänzenden Schülern. Ich hingegen habe vierzehn Jahre damit verbracht, Wege auszutüfteln, den Zenturionen von Schwarzkluft zu entwischen. Sich auf Schwarzkluft erwischen zu lassen, hatte die Züchtigung durch meine Mutter, die Kommandantin, zur Folge. Shaeva funkelt mich normalerweise nur finster an.

»Vielleicht sollte ich auch die Züchtigung einführen.« Shaevas Stimme schneidet durch die Luft wie ein Schim, und ich erschrecke fast zu Tode. »Würdest du dann erscheinen, wenn du sollst, Elias, anstatt dich um deine Pflichten zu drücken, nur damit du ein bisschen den Helden spielen kannst?«

»Shavea! Ich wollte nur ... äh, dampfst du etwa?« Dunst steigt in Wolken von der Dschinnfrau auf.

»Jemand«, sie wirft mir einen wütenden Blick zu, »hat vergessen, die Wäsche aufzuhängen. Ich hatte keine Hemden mehr.«

Und da sie eine Dschinn ist, wird ihre unnatürlich hohe Körpertemperatur ihre gewaschene Kleidung trocknen ... nach einer oder zwei Stunden unangenehmer Klammheit, da bin ich mir sicher. Kein Wunder, dass sie so aussieht, als würde sie mir am liebsten eine Ohrfeige verpassen.

Shaeva zieht mich am Arm, und ihre Dschinnwärme vertreibt die Kälte, die mir in die Knochen gekrochen ist. Augenblicke später sind wir schon meilenweit von der Grenze entfernt. Mir schwirrt der Kopf von der Magie, derer sie sich bedient, um uns so rasch durch den Wald zu bringen.

Beim Anblick des rot glühenden Dschinnhains ächze ich. Ich hasse diesen Ort. Die Dschinns mögen in den Bäumen eingeschlossen sein, doch sie besitzen innerhalb dieses begrenzten Raums immer noch Macht, und sie benutzen sie jedes Mal, wenn ich ihn betrete, um in meinen Kopf zu gelangen.

Shaeva verdreht die Augen, als hätte sie es mit einem besonders nervtötenden kleinen Bruder zu tun. Die Seelenfängerin wedelt mit der Hand, und als ich mich von ihr losmache, stelle ich fest, dass ich nur wenige Schritte weit komme. Sie hat irgendeinen Bannzauber aufgerufen. Ihr scheint am Ende doch der Geduldsfaden gerissen zu sein, da sie sich nun darauf verlegt, meine Bewegungsfreiheit einzuschränken.

Ich versuche, ruhig zu bleiben – und scheitere. »Das ist ein gemeiner Zaubertrick!«

»Den du leicht aufheben könntest, wenn du lange genug bleiben würdest, damit ich dir beibringen kann, wie.« Sie nickt zum Dschinnhain hinüber, wo sich die Geister zwischen den Bäumen winden. »Der Geist eines Kindes muss beschwichtigt werden, Elias. Geh. Zeig mir, was du in den letzten Wochen gelernt hast.«

»Ich sollte nicht hier sein.« Ich stemme mich ebenso gewaltsam wie wirkungslos gegen den Bannzauber. »Laia und Darin und Mamie brauchen mich.«

Shaeva lehnt sich gegen einen hohlen Baumstamm und blickt hinauf zu den Sternen und zum Himmel, die sie bruchstückhaft durch die nackten Äste hindurch sehen kann. »Eine Stunde bis Mitternacht. Der Überfall wird gerade laufen. Laia wird in Gefahr sein. Darin und Afya auch. Geh in den Hain und hilf diesem Geist weiterzuziehen. Wenn du's tust, hebe ich den Bannzauber auf, und du kannst fort. Sonst müssen deine Freunde weiter warten.«

»Du bist schlechter gelaunt als sonst«, sage ich. »Hast du das Frühstück verpasst?«

»Hör auf, Zeit zu schinden.«

Ich murmle eine Verwünschung und wappne mich mental gegen die Dschinns, indem ich mir eine Mauer um meinen Geist vorstelle, die sie mit ihrem bösen Geflüster nicht überwinden können. Bei jedem Schritt Richtung Hain spüre ich, wie sie mich beobachten. Belauschen.

Einen Augenblick später hallt Gelächter in meinem Kopf wider. Es überlagert sich – Stimme über Stimme, Spott über Spott. Die Dschinns.

Du kannst den Geistern nicht helfen, dummer Sterblicher. Und du kannst Laia von Serra nicht helfen. Sie soll einen langsamen Tod voller Schmerzen sterben.

Die Boshaftigkeiten der Dschinns bohren sich durch meine sorgsam errichtete Abwehr. Die Kreaturen ergründen selbst meine dunkelsten Gedanken und führen mir Bilder einer toten, geschundenen Laia vor, bis ich nicht mehr sagen kann, wo der Dschinnhain endet und ihre verdrehten Visionen beginnen.

Ich schließe die Augen. *Nicht real.* Ich öffne sie, nur um Laia erschlagen am Fuße des nächsten Baums zu entdecken. Darin liegt neben ihr. Auf seiner anderen Seite Mamie Rila. Shan, mein Pflegebruder. Ich fühle mich an das Schlachtfeld des Todes aus